

Feuer

Fotografien von Ilja Meß und Christoph Kniel

und

Texte von Rusen Tayfur

Flamme



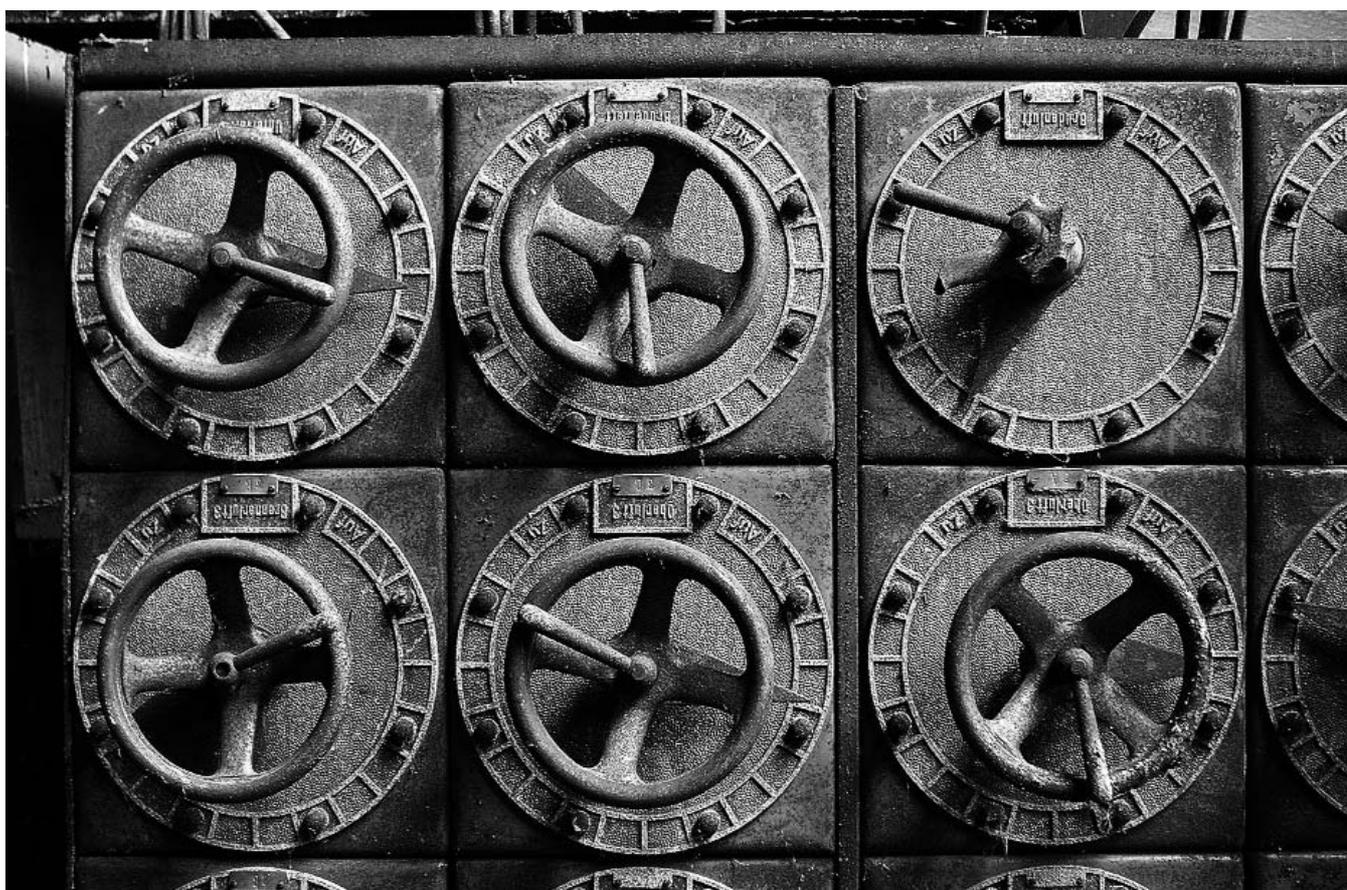
Marcela Ruiz Quintero

In Bogota/ Kolumbien erblickte Marcela Ruiz Quintero am 20. November 1976 das Licht der Welt. Die Idee, nach der Schule Design oder Architektur zu studieren, musste sie verwerfen. Sie konnte es sich einfach nicht leisten.

Mit 18 Jahren entdeckte Marcela ihre wahre Leidenschaft - den Tanz. Nach einem Acting-Workshop wechselte sie zum Traditional Dancing. Es folgte ein Tanzstudium von 1995 bis 2000 an der Academia Superior de Artes de Bogotá.

„Ein Licht kam aus meinem Herzen“, sagt Marcela über diese Zeit. Und es leuchtet auch heute noch: Die 28-Jährige absolviert seit 2004 ihr Aufbaustudium im Tanzstudio der Essener Folkwang-Hochschule. In der Zwischenzeit arbeitete sie mit verschiedenen Choreographen in Kolumbien und Deutschland. Im Rahmen der „Jungchoreographen-Abende“ an der Folkwang-Hochschule entstehen erste eigene Choreographien. Damit erfüllt Marcela nicht nur sich, sondern auch ihrer Mutter, einer Lehrerin, die gerne Tänzerin geworden wäre, einen Lebenstraum.

DIE ORGANISTIN



Zwerghafter Spitzmützturm vibriert mit dem Schlag seiner Glocke; zwölfmal für volle achte Stunde und: Ende der Messe. Die Organistin seufzt erleichtert auf. Gleich wird die schwere, alte Holztür aufgezwungen, die Leute werden aus der Kirche in den Regen treten und ihre Schirme aufspannen, und bald wird der Raum wieder ihr gehören. Bis morgen Abend gegen elf das Konzert beendet sein wird.

Der Himmel tropft grau vor sich hin und will Bergspitzen in erloschenem Grün unter sich begraben. Gestern war der Platz vor der Kirche leer, weil die Luft weiß-staubig brannte; heute ist der Platz leer, weil der Himmel glasig nässt. Vereinzelt Fremde wandern verloren durch die Sträßchen oder sitzen hilflos in Cafés mit Bier. Der alten Kirche wird über den Bierglasrand hinweg Beachtung geschenkt, denn immerhin: XII. Jahrhundert!

Die Organistin sieht weder die Kirche, noch die Fremden, noch ihr Bier: sie sieht die Leute aus dem Portal treten und wartet darauf, dass ihr Strom versickert. Heute noch vier Stunden und morgen weitere acht: das muss reichen für Cabezón, Sweelink, Frescobaldi, Cabanilles, Bach, Stanley und Scarlatti. Alte, kantige Musik für die alte, kantige Orgel, die sich seit Scarlattis Geburt in einem der Querschiffe versteckt. Alt, kantig und schwer zu spielen auch die drei Klaviaturen. Nikotinfarbenes Elfenbein und schwarzes Ebenholz braun abgegriffen.

Zeit ist es: es ist Zeit! Der Strom ist zum Rinnsal verkümmert. Die Organistin legt einige Münzen auf den Tisch und greift nach ihrer Handtasche. Die Kirche riecht feucht und liegt im Dunkel des regnerischen Tages. Kaum dringt ein Lichtstrahl durch die Fenster. Lampen erleuchten ein Triptychon, rot, und einen Jesus, leidend. Sie eilt durch das kurze Mittelschiff zur tafelhölzernen Sakristeitür, fliegt beinahe ohne den Pfarrer zu grüßen die Treppen hinauf. Da ist sie endlich: wie ein übergroßer Schrank, der allzu sehr im Wege steht, ruht still die Orgel. Die Sitzbank, vorhinterüberunter der es bald tönen wird und auf der man sich so gut verstecken kann, ist sehr alt und zu hoch für die Organistin. Ihre Füße erreichen die Pedale nur, wenn sie ihren Körper weit nach vorne schiebt.

Der Schalter bringt Licht und Leben in die Orgel. Unten bewegt sich jetzt ein unhörbarer Blasebalg, der Luft durch die Tuben drücken kann und wird. Die Organistin legt die Noten vor sich auf die schmale

Leiste, schließt die Augen und versucht das gleiche mit ihren anderen Sinnen: die Existenz der Welt wird für Augenblicke verneint, es gibt nur sie, ihre Finger, ihre Füße, die Orgel, die Noten der Fuge und das Präsens. Viertel, Achtel, Zweiunddreißigstel, Kadenzen, Pausen, Kreuze, Bass- und Violinschlüssel tanzen vor dem inneren Auge, aber auch: eine rote Blume, gestern am Wegrand gesehen, der Lehrvertrag, der Ende des Jahres ausläuft, die Augen, die schönen Augen, die manchmal fehlen.

Die Zeit unterliegt anderen Regeln als sonst: befreit von der monotonen Linearität, windet, krümmt, beugt sie sich, wirft sich in Schleifen, streckt sich wie ein Elastikum und zieht sich wieder zusammen. Mittels großer Verzerrspiegel reflektiert sie sich immer wieder ins Präsens, mal dünn und lang, mal dick und kompakt. Widerwillig greift die Organistin einen Gedankenstein und zerschmeißt die Spiegel. Der Stein wird Fels und kugelt über die Zeitschleifen, Zeitknoten, plättet, was ihm in den Weg kommt.

Sie öffnet die Augen, streckt sich einen Moment, wie um den ersten Ton noch herauszuzögern, legt aber schließlich ihre Hände auf die Klaviatur, vergewissert sich noch einmal der korrekt gezogenen Register, und mit einer zarten Bewegung gibt sie dann dem Kirchenraum ein Klangkleid.

Zwerghafter Spitzmüzturm vibriert mit dem Schlag seiner Glocke; sechszehnmals für volle zwölfte Stunde und: Ende der Probe. Es ist Zeit zu gehen. Sie spürt die Erschöpfung, die die Fingergelenke verklebt, an den Lidern zerrt, den Kopf leerfegt. Einen Tag noch, zwanzig Stunden. Die Organistin verbleibt auf ihrer Bank und starrt auf die Noten, ohne genau zu wissen warum. Noch ein Stück spielen? Ich kann nicht mehr, denkt sie. Sie schaut auf ihre Armbanduhr, obwohl sie die Uhrzeit weiß. Ich kann nicht mehr! Letzte Kraft, denkt sie dann, ich muss doch noch Kraft haben! Sie streckt ihre Hände zu den Tasten, lässt sie einen Moment in der Luft wenige Zentimeter über

dem Schwarzweiß hängen und atmet ein. Und dann drückt sie heftig die nachgebenden Rechtecke nieder. Die Orgel gibt jedoch keinen Laut von sich. Plötzliches Licht erhellt das steinerne Kreuz, den Altar, die Bänke, die beiden Emporen. Ihre Hände überprüfen, was die Augen nicht glauben wollen: die Register sind gezogen, der Schalter ist eingeschaltet: warum gibt die Orgel keinen Ton von sich? Sie drückt ein weiteres Mal die Tasten, und Stille entweicht den Zinnröhren. Sorge setzt sich neben sie auf die Bank und legt ihr freundschaftlich den Arm um ihre Schultern. 20 Stunden. Wieder und wieder drückt sie die Tasten aller drei Ebenen, ohne Laut zu produzieren. Sie will die Orgel aus- und wieder anstellen, aber der Schalter widersteht ihr. Er lässt sich nicht drücken, nicht einen Millimeter bewegt er sich. Ruhe, sagt sie sich, Ruhe. Das ist nicht möglich. Ruhe. Sie atmet tief durch und streckt ihre Hand gelassen nach dem Schalter, als die gezogenen Register unruhig werden, in der Orgelwand verschwinden, andere herausgesprungen kommen. Nein!, will sie rufen, aber nicht ihre Stimme antwortet, sondern die Soprantrumpeten. Nein!, schreien die Soprantrumpeten dissonant. Erschreckt verstummt die Organistin und mit ihr die Orgel. Momente nur ist es still in der Kirche. Eine andere Stimme erhebt sich und begrüßt in weichem Katalanisch ein Publikum, von dem die Organistin nichts weiß. Darauf fällt ihr Name, Daten ihrer Biographie, die Stimme spricht von ihren Konzerten und ihrem Ruf als Konzertorganistin für alte Orgel, von dem Zyklus, in dessen Rahmen sie nun Werke von. Sie glaubt zu begreifen: man hat sich im Tag geirrt, morgen ist das Konzert, morgen, morgen, in 20 Stunden, nicht jetzt. Es fehlt ja auch die Assistentin, wie sollte sie denn ohne Assistentin spielen? Sie wird sich jetzt gleich erheben, der unbekanntenen Stimme danken und dem Publikum erklären, dass es sich um einen Irrtum handle, dass morgen und nicht heute. Und dann werden sich auch die ▶

Die Handschuhe

Es war in einem überfüllten Interregio gewesen, irgendwo zwischen Darmstadt und Heidelberg, dicht gedrängt standen die Leute in den Gängen, während ich Platz auf einem schmalen Kappstuhl gefunden hatte, als plötzlich ein Mann in Arbeitskleidung auftauchte, mit einem glänzenden schwarzen Sack in der Hand, um mit der anderen behende und ohne Handschuhe in den Abfallbehälter zu greifen und Bierdosen, Apfelgehäuse und Papiertaschentücher herauszufischen, worauf sich in mir etwas zusammenzog, als ich dies Hand sah, die so selbstverständlich und ohne Hemmung in Schleim und Essensreste griff, vor den Augen von uns Fahrgästen, die wir diesen Schleim und diese Reste produziert hatten und nun unser Werk, das einzige, das wir während der Fahrt wirklich zu vollenden wussten, in einem schwarzen Sack verschwinden sahen. Warum ohne Handschuhe? fragte ich mich, und warum während der Fahrt? Ein Zeichen des Zerfalls? Oder ein Lehrstück wider Berührungsangst, ein Exempel für Unmittelbarkeit? Ich wusste es nicht und weiss es noch immer nicht. Aber als die kräftige und stark behaarte Hand den Behälter schon beinahe geleert hatte, förderte sie noch ein Paar gelber Handschuhe zutage. Was für ein Glück! dachte ich, man muss nur Vertrauen haben und an das Gute glauben, aber da waren die Handschuhe auch schon in dem Sack verschwunden und der Mann kopfschüttelnd weitergezogen.



FOTO: BETTINA ENGEL